sondern auch bei den Vögeln. Merkwürdigerweise aber vollziehen bei ihnen, soweit man es feststellen konnte, nur die Weibchen diese gewollte Trennung. Bei den Tauben kann man die freiwillige Lösung stets beobachten, wenn die Verbindung durch menschliche Eingriffe, so durch Zuchtinteresse, erzwungen war und nicht auf freier Wahl und Neigung beruhte. War der Zwang dann aufgehoben, so daß die Vermählten wieder mit anderen Tieren in Berührung kamen, so zerfiel die Ehe, sei es, daß die beiden Befreiten jetzt nach Neigung zu wählen begannen oder daß die Gattin, die durch menschliche Willkür mit einem anderen verbunden war, zu dem ersten schon früher gewählten Gatten wieder zurückkehrte. So natürlich und selbstverständlich die letzte Art der Ehescheidung erscheint, ebenso selten kommt bei den Vögeln die andere vor, die auf wirklicher Treulosigkeit beruht. Und von den wilden, nicht der Haustierkultur unterworfenen Vögeln wird man erst recht behaupten dürfen, daß Ehescheidungen nur als Ausnahmen bestehen, und das um so mehr, als hier bei der Schließung der Ehe nicht die Laune eines Züchters entscheidet, sondern freie Wahl und Neigung. Wo Vögel in der freien Natur eine Ehescheidung vornehmen, wird sie sicherlich, auch wenn wir ihre Ursache nicht erkennen, doch durch gewichtige Gründe gerechtfertigt sein.

—⊡—

Hochzeitsschmuck

Von H. Herz.

Die alles nivellierende Zeit räumt in unseren Tagen wie mit den Volkstrachten so auch mit den alten Volksbräuchen mehr und mehr auf und vermischt allmählich die besonderen Eigentümlichkeiten, mit denen die einzelnen Völker ihre Familienfeste feierten. So verschwinden auch die alten Hochzeitsbräuche und behaupten sich höchstens noch in weit entlegenen Winkeln unserer Erde oder werden aus der Vergessenheit ans Licht gezogen, um bei modernen Hochzeiten zur Unterhaltung zu dienen und ein farbenprächtiges Bild hervorzuzaubern. Statt ihrer bürgern sich bei Hochzeiten in allen Gesellschaftsschichten die gleichen Sitten, die gleichen Gebräuche ein, und es macht keinen großen Unterschied, ob die Hochzeit in Berlin, in London, Paris oder Newyork gefeiert wird, bis auf den Luxus, der dabei entfaltet wird. Darin aber übertrifft die neue Welt im allgemeinen die alte. Eine Hochzeit im Kreise der amerikanischen Millionäre wird mit einem ganz anderen Aufwand, mit viel größerem Gepränge begangen, als wir Deutsche selbst bei unseren vornehmsten und reichsten Familien zu sehen gewöhnt sind. In den letzten Jahren ist auch in Deutschland wie bei anderen Festlichkeiten so bei Hochzeiten die Verwendung von Blumenschmuck in Aufnahme gekommen. Einen solchen Luxus aber, eine solche Blumenverschwendung wie in Amerika kennt man bei uns noch nicht. Dieser Schmuck bei fashionablen amerikanischen Hochzeiten repräsentiert häufig ein kleines Vermögen.

Dem Brautpaar wird der Weg in die Ehe tatsächlich mit Blumen bestreut. Wenn es die Kirche betritt, schreiten ihm zwei oder vier kleine Mädchen voraus, die den Gang hinauf bis zum Altar mit Blumen bestreuen. Die Kirche selbst ist häufig in ein Meer von Blumen verwandelt. Der Altar verschwindet unter den Blüten und Ranken, die Pfeiler und Wände sind damit bedeckt, und die „ushers“, die Freunde des Bräutigams, die den geladenen Gästen die Plätze anweisen, tragen mit Blumen umrankte Stäbe als Zeichen ihrer Würde. Die Brautjungfern, fast immer gleich gekleidet, erhalten ihre Buketts vom Bräutigam, und die Boutoniers, die dieser, der „best man“, und die übrigen Brautführer im Knopfloch tragen, müssen dem Bukett der Braut und ihrer Begleiterinnen entsprechen. Und schließlich der Schleppenträger, ein jüngerer Bruder oder sonstiger Verwandter der Braut, darf bei einer eleganten kirchlichen Trauung nicht fehlen. Aber nicht in Newyork allein unter den dortigen Millionären treibt man eine solche Blumenverschwendung. So fand vor einigen Jahren in St. Louis die Hochzeit der Tochter eines dortigen Bauern mit dem Angehörigen einer in Berlin sehr bekannten Familie statt, deren in Kunstkreisen hochgeschätzter Name durch eine Straße in der Nähe des Alexanderplatzes verewigt wird. Die Kirche, in der die Trauung vollzogen wurde, prangte in herrlichstem Blumenschmuck. Die Hochzeitsfeier selbst ward in einem Hotel abgehalten, da das Palais des Bauernfürsten zu klein für die Masse der Gäste war. Das halbe erste Stockwerk des Riesenhotels war dazu bestimmt und gemietet und feenhaft ausgeschmückt worden. Der Saal aber, in dem das Brautpaar die Glückwünsche der Hochzeitsgäste entgegennahm, war ein wahres Blumenmeer. Die Wände und die Decke waren gänzlich von dem zarten Grün der Sarsaparilla verdeckt, aus dem Schneeglöckchen, Maiblumen und weiße Rosen hervorlugten. Ueber dem Platz, an dem das Brautpaar stand, wölbte sich eine mächtige Blumenglocke, die die Hochzeitsglocke, versinnbildlichte. Man schätzte damals die Kosten dieser Hochzeit auf 200 000 Mark, und von dieser Summe wird ein erklecklicher Teil in die Tasche der Blumenhändler gewandert sein. Daß die Brautbuketts bei derartigen eleganten Hochzeiten aus den seltensten Blumen bestehen müssen, ist selbstverständlich. Einmal ist die Rose, speziell die herrliche „American Beauty“, die Modeblume, darauf sind es Maiglöckchen und Orchideen gewesen. Und ebenso wie die Hochzeitbuketts müssen auch die Toiletten der Braut und der Brautjungfern ganz gleich sein — gewiß eine sehr hübsche Idee. Man kann daher, je nach der Farbe der Brauttoilette oder der Dekorationen bei der Trauung und dem Hochzeitsfest bei der Beschreibung fashionabler Hochzeiten in den amerikanischen Zeitungen von weißen oder blauen und roten, von Rosen- oder Fliederhochzeiten lesen. Bei dem Hochzeitsmahl gebietet jetzt der gute Ton, die Gäste nicht an einer langen Tafel, sondern an kleinen Tischen zu plazieren, von denen jeder anders geschmückt ist.

Doch nicht nur bei Hochzeiten in den Kreisen der Millionäre wird ein solcher Blumenluxus entfaltet. Der Blumenluxus ist jetzt allgemein in Deutschland, freilich beschränkter als in Amerika.

—⊡—

Ein Liebesbrief aus dem 15. Jahrhundert

Mitgeteilt von Berta Witt.

Liebesbriefe aus einem so frühen Zeitalter sind eine Seltenheit, schon darum, weil gar mancher liebeglühende Jüngling die Feder nicht zu führen verstand, mehr aber noch, weil die Weiblichkeit damals im allgemeinen das Lesen nicht zu erlernen pflegte. Eifersten doch würdige Gelehrte sehr ernstlich dagegen, die Frau in solchen Wissenschaften zu unterrichten, die sie nur benutzen werde, unnütze Liebesbriefe zu schreiben und zu lesen. Das half allerdings auf die Dauer nicht. So ein Liebesbrief ist aber als Zeitdokument von ganz besonderem Wert, und es wird jedenfalls den federgewandten Damen von heute nicht ganz unwillkommen sein, zu wissen, wie so ein Erguß gelautet haben mag, den unsere weiblichen Ahnen jener fernen Zeit von ihren Anbetern empfingen. Ein sehr hübsches, noch ein wenig die alte Ritterromantik atmendes Exemplar dieser Art sind wir in der Lage, den freundlichen Leserinnen hier mitzuteilen.

„Zarte Jungfrau! edle Frucht, stete Hoffnung und mein einziger Trost! Freundliche Liebe und Begehr! Euer jungfräuliche Gnaden soll wissen, daß sie ist meines Herzens allerliebste Liebe und einziger Trost. Solche freundliche Liebe und Hoffnung ich Euch lange Zeit auf Begehren kundgetan hätte, es wollte sich aber nicht fügen. Auch hätte ich gern Ew. jungfräulichen Zug und Gütigkeit geredet, hat mich aber immer gehindert, die Furcht der Verschmähung und daß ich von Euch möchte schmählich empfangen werden. Wenn ich so anfange zu reden, so muß mein Angesicht erröten, und die Furcht hindert mich, und die Stimme stockt, und also kann ich die Betrachtungen meines Gemütes nicht wohl ausgießen, da ich fürchte, ich möchte vor Euch zu Spott werden, weil ich meine Worte nicht so bescheidentlich und verständig vorbringen kann. So habe ich mir also vorgenommen, meine Meinung einem Briefe zu befehlen, da der Brief sich nicht schämt, nicht erseufzet und sich nicht fürchtet.

Allerschönste und Allerherzlichste, höre Ew. Gnaden, was ich begehre! Was ich von Euch begehre, daß ist gar hoch und groß zu schätzen, und als eine köstliche Gabe anzurechnen. Aber Ew. Gnaden ist es leicht und gering, es zu geben, und meine Begehrung steht dahin, Euer armer Gefangener zu sein. Solche ungemessene freundliche Liebe und Begier will ich mit freundlicher Treue und herzlicher Liebe vergelten. Ich verspreche, Euch hold zu sein. Ich bin gefangen in dem schönen Schein Eures Antlitzes. Nichtsanderes gedenke ich, weder Tag noch Nacht. Ihr nur allein seid immer in meinem Herzen, wo ich Euch trage; Ihr seid mein Begier, meine Ruh und meine Hoffnung.“

Für die Küche

Tomaten.

Tomatenpüree. Die Früchte werden gewischt, geteilt und gut gekocht, dann passiert und nochmals etwa eine halbe Stunde gekocht. Dann in kleine Gläser und Flaschen gefüllt, mit Oel überdeckt und gut verschlossen. Hauptbedingung für die Haltbarkeit ist die größte Sauberkeit der Geräte und Gläser.

Tomatenlatsup ist eine dickflüssige Sauce als Beigabe zum Fleisch, in England sehr verbreitet. Die Zubereitung wie oben. Beim zweiten Kochen kommt dann auf 2 Pfd. Mark ¼ bis ½ Liter guter Weinessig, ein Teelöffel gemahlener Piment, ebensoviel gemahlene Nelken, ½ gemahlene Muskatnuß und ein Eßlöffel Salz. Alles gut durcheinandergerührt und unter fleißigem Rühren eine Stunde gekocht, ebenso wie oben in kleine Gläser gefüllt und mit Oel bedeckt; kann auch sterilisiert werden.

Grüne Tomaten einzumachen. Man brüht kleine bis mittelgroße grüne Tomaten ab und schneidet sie in Stücke, die kleinen kann man ganz lassen. Dann gibt man guten Essig darüber, läßt die zugedeckten Früchte eine Nacht stehen und legt sie am anderen Tage auf ein Sieb. Nun kocht man den Essig mit Zucker (zirka ¾ Pfd. auf 1 Pfund Tomaten), einer Messerspitze Ingwer, 2 bis 4 Nelken, 8 bis 10 Körnern weißen Pfeffer und einer mittelgroßen Stange Zimmt, gibt die Früchte hinein und füllt sie, nachdem sie langsam bis zum Kochen gebracht sind, nach dem Erkalten in gut gereinigte Gläser. So zubereitet, halten sie sich lange und sind ein sehr geschätztes Kompott.

Hering auf verschiedene Arten.

Kartoffelgericht mit Hering. Für 6 Personen werden 2 Heringe gewässert und entgrätet und in kleine Stücke geschnitten. Dann kocht man Kartoffeln in der Schale, schneidet sie in Scheiben, legt sie schichtweise mit den Heringen in eine Reiskuchenform. In einem Viertelpfund Butter oder Margarine wird mit einigen Zwiebeln etwas Mehl (2 Löffel voll) geschwitzt, dazu gibt man 1 Liter Milch 3 Eidotter, Pfeffer und Petersilie, füllt dies auf die Kartoffeln, bestreicht das Gericht obenauf mit Ei, streut Zwiebackskrumen darüber und läßt es eine Stunde im Ofen backen.

Herings-Kroketten, eine vorzügliche Beilage zu grünen Bohnen. Zwei abgezogene, entgrätete Heringe, abends vor dem Gebrauch in Milch gelegt, werden in kleine Würfel geschnitten, 4 Löffel saure Sahne, 3 Eier, Pfeffer und gewiegte bezw. geriebene Zwiebeln in Butter geschwenkt und so viel feingeriebene Semmel, daß sich längliche Klößchen formen lassen dazugegeben. Die Kroketten werden in Eigelb und Semmel oder Paniermehl gewälzt und in Butter ausgebraten.

—⊡—

Aus dem Engen und Weiten

Auch ein Rekord.

Nicht weniger als 47 Frauen hat der Heiratsschwindler Robert Whitmann nacheinander in verschiedenen amerikanischen Städten geheiratet und um Millionen betrogen, bis ihn die Polizei festsetzen konnte. Das ist sicher ein Rekord, der seine weniger erfolgreichen Kollegen vor Neid erblassen läßt.

Ansturm von Heiratskandidaten.

In den südlichen Stadtteilen von London ist die Heiratslust der Einwohner anscheinend sehr groß; an dem Standesamt des Thames Polizeireviers spielen sich aufregende Szenen ab. So konnte man vor kurzem beobachten, wie sogar der philosophisch eingestellte Portier, der täglich soviel menschliches Glück und Elend mit stoischer Ruhe betrachtet, außer Fassung geriet, als er den Ansturm der Heiratslustigen sah und hörte. Mit emporgehobenen Händen flehte er um Ruhe, um Geduld! „Immer nur einer auf einmal!“ stöhnte er verzweifelt. Ungeduldige Bräutigame und zitternde Bräute drängten sich ungeduldig um ihn und eroberten den Eingang mit Gewalt, und als der Magistratsbeamte endlich erschien, erblickte er an 50 Männer und Frauen, die es kaum erwarten konnten, ihr Heiratsgelübde in seine — schon gänzlich überanstrengten Ohren — zu legen, und „glücklich vermählt“ von dannen zu ziehen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 — Altena, den 2. August — 1927

Rationelle Haushaltsführung

Von Emma Kromer, Mitglied des R.W.R.

Wir leben in der Zeit der Schlagworte. Die Hast und Unruhe unseres Lebens gestattet kein gründliches Eingehen und Vertiefen in neue Probleme, das Schlagwort, das kurz den Begriff neuer Richtungen zusammenfassen soll, vermittelt diese neuen Gedanken, ohne daß sie von mehr als nur von einzelnen durchdacht, gründlich durcharbeitet sind.

Ein solches Schlagwort ist die rationelle Haushaltsführung! Was heißt das? Ist das ein neuer Begriff, gab es das denn nicht schon immer? Gewiß haben unsere Mütter und Großmütter ihre Haushaltung vernünftig geleitet, haben sie so geführt, wie es eben ihre Zeit verlangte, haben sich meist ganz eingesetzt für ihre Haushaltsführung und, was gleichbedeutend war, für ihre Familie, für das Wohlergehen von Mann und Kindern.

Aber nun haben sich die Zeiten verändert, das was früher als gut und richtig erschien in der Hauswirtschaft, paßt heute nicht mehr, die alten Formen stehen mit dem neuen Inhalt nicht mehr in Einklang. Rationell, — das Wissen oder Verfahren, das nicht nur auf Ueberlieferung, sondern auch auf der theoretischen Einsicht in die eigentliche Natur der Dinge beruht.

So soll die Hauswirtschaft sich heute neue Formen suchen, die sich der jetzigen Zeit anpassen und dabei die Haushaltsführung verbilligen durch neue technische Erfindungen sowie durch Normung und Typisierung, und so der Hausfrau mehr Freizeit für sich und ihre Kinder schaffen.

Bei der Behandlung dieser neuen Probleme gilt es aber bei aller Einsetzung für die Wirtschaftlichkeit, die unbedingt unsere Haushaltsführung durchdringen muß, die Grenzen nicht zu überschreiten. Wenn z. B. in Berlin anläßlich einer großen Ausstellung im Zeichen der Rationalisierung neben vielem sehr Guten eine Serie Papierkörbe gezeigt wurde, von denen der erste, ein altes Modell, zeigt, daß geschnürkelte Füße unpraktisch, der zweite, daß loses Geflecht das Papier durchfallen läßt, und schließlich der letzte als der richtige hingestellt wird, eine Linoleum- oder Pappröhre von unscheinbarem Grau, — dann ist das keine Normung, sondern höchstens ein Erziehungsbeitrag zur Sachlichkeit.

Die Rationalisierung in der Hauswirtschaft umfaßt ein großes Gebiet, in der Küche vom Kochtopf bis zum Einmachglas, aber sie muß halt machen vor der Ausgestaltung des Persönlichen, vor dem Reiz der eigenen Gestaltungskraft in der Wohnung, vor dem Zauber des Eigenheimes, sei dies ein eigenes Haus oder eine kleine bescheidene Wohnung. Die neue Sachlichkeit soll zur Vereinfachung helfen, soll die Haushaltsführung erleichtern, aber uns soll und kann sie trotzdem erhalten: das behagliche Heim.

Diese Verbindung gilt es heute zu suchen, die Mischung, wie wir sie uns wünschen, wir die Hausfrauen, die Sachverständigen der inneren Wohnungsgestaltung zusammen mit dem Architekten, der uns und unserer Familie das Haus baut. Neue Formen gilt es zu suchen, für die kleine Wohnung, die nicht als Abklatsch des Einfamilienhauses oder der Wohnung begüterter Familien einfach kopiert, was in dem kleinen Rahmen unorganisch wirkt.

Was soll der Diplomatensekretär in dem kleinen Raum eines Angestellten, der nie zu Hause schreibt, der durch seine Größe das halbe Zimmer verstellt, der den Kindern, die spielen wollen, im Wege ist, dessen „Vornehmheit“ unwahr ist! Hier gilt es einzusetzen mit der Erziehung.

Möbel anschaffen nach den Bedürfnissen der Bewohner, nicht nach dem, was andere haben, und was etwas vorstellen soll!

Unsere künftigen Hausfrauen sollen erzogen werden zu wirklich rationeller Haushaltsführung.

—⊡—

Wochenende

Von Helene Boehl, Hannover.

Es wäre eine zu begrüßende Errungenschaft der Neuzeit, wenn das englische „Weekend“ unser „Wochenende“ sich allgemein einbürgerte. Wir sind auf dem besten Wege dazu, und das ist sehr viel wert.

Ob Geschäftsmann oder Beamter, ob Künstler oder Gelehrter, ob Arbeitsmann oder Fabrikherr — sie alle haben nach einer anstrengenden Arbeitswoche ein Ausspannen nötig, sie und auch die unzähligen berufstätigen Frauen, die im Büro oder im Geschäftshaus — an der Nähmaschine oder im Fabriksaal, kaum etwas ahnen vom lieben Sonnenschein da draußen. Und sehnen wir uns nicht alle mehr oder weniger nach Licht und Luft, nach Sonne und Vogelsang? Vielleicht sind viele unter uns durch das ewige Einerlei des Alltags, durch die Monotonie des Berufs so stumpf, so müde geworden, daß in ihnen die Sehnsucht nach der schönen Gotteswelt draußen tief verschüttet liegt. Nur gelegentlich spüren sie etwas davon und bringen doch nicht die Kraft auf, diese geheime Sehnsucht zu stillen. Für sie ist es besonders zu begrüßen, wenn sich da eine solche Bewegung Bahn bricht, die auch die Trägsten wachrüttelt und ihnen zuruft: „Macht Wochenende! Genießt euren kurzen Feiertag, genießt ihn so, daß ihr mit frohem Herzen in die neue Arbeitswoche hineingeht, genießt ihn so, daß von seinem Abglanz noch ein Strahl hineinfällt in eure nüchternen Arbeitsstuben, genießt ihn so, daß eure Lungen vom Aktenstaub und von der Bürouluft reingebadet, eure Nerven aufgefrischt werden.“ Das kann jeder! Irgendwie und irgendwo kann jeder sein schönes Wochenende „feiern“. Es ist dazu durchaus kein schönes Wochenendhaus, keine Segelyacht, kein Auto nötig. Gottes herrliche Natur ist für jeden, für jeden unentgeltlich da. Nur eins ist nötig: Ein guter Wille zum Genießen, offene Augen für die Schönheiten da draußen, ein gesunder Humor, der auch die kleinen eventuellen Unbequemlichkeiten leicht nimmt und durch sie keine Verdrießlichkeit aufkommen läßt, und — zuletzt ein sorgenfreies Gemüt, sorgenfrei wenigstens für diesen einen Tag, — sie finden sich schon selbst wieder ein, diese grauen Gespenster, sie laufen uns nicht fort, aber — sie vermögen uns nicht so zu schrecken, wenn unsere Seele noch erfüllt ist von all dem Schönen, was sie in sich aufnehmen durfte.

Jeder sollte es sich zum Gesetz machen, sein Wochenende voll und ganz zu genießen, nicht im Lokal bei Skat und Bier, nicht am Kaffeetisch daheim beim Familienklatsch, sondern draußen irgendwo. Wer nicht wandern will oder kann, für den lohnt es sich auch, für wenig Geld die kleine Bahnfahrt zu machen, ist er doch einen ganzen langen Tag dafür entschädigt. Auch dem Aermsten bietet sich Freude. Und — vielleicht hat er sie am nötigsten. Er, der Vater, der sechs Tage hindurch an der Hobelbank steht — oder er, der Tag für Tag nichts anderes als Kohlenstaub atmet — sie, die Mutter, deren große Kinderschar ihr eine ganze Woche lang keine Ruhe läßt und ihre Nerven vor der Zeit aufreibt, ihnen allen ist ein Ausschalten der Kräfte einmal zu gönnen, auch jenen wenig zu beneidenden Kindern, die in der Enge der Großstadtwohnungen von Licht und Luft entwöhnt, wie matte Pflänzchen dahinvegetieren, denen die notwendigsten Lebensbedingungen versagt sind.

Oft schon hat dieses Zurückfinden zur Natur ein zerstörtes Familienglück neu aufbauen helfen, oft ist ein Vater, der in diesem Sinne sein Wochenende an der Seite seiner Familie verbrachte, vor Schlimmem bewahrt worden.

Zu den unerläßlichen Bedingungen für ein sorgloses „Wochenende“ gehört es nun freilich, daß unsere Schulen mit ihren häuslichen Arbeiten sich dementsprechend umstellen. Daß die Möglichkeit hierfür gegeben ist, bewiesen einzelne Lehranstalten, die in dieser Hinsicht bereits den Anfang gemacht haben. Es gibt nämlich leider auch Lehrer, die sonderbarerweise — gerade am Sonnabend die Schüler mit Arbeiten überlasten und ihnen gegenüber diese Maßnahme damit zu motivieren sich nicht scheuen, daß — „ja noch der Sonntag dazwischen liegt“. Abgesehen von dem Unpädagogischen eines solchen Ansinnens muß solchem Standpunkt von seiten der Schulleitung Einhalt geboten werden und es ist im Interesse des Wochenendes ernstlich an der Zeit, hier sobald als möglich einen Weg zu schaffen, der ein wirklich soziales Auskosten des Wochenendes auch unseren Schülern ermöglicht. Auch diesen ist ein Ausspannen nötig, werden sie doch an manchen Schulen tatsächlich — im Vergleich zu andern Schulen — mit häuslichen Arbeiten in übertriebenem Maße überlastet, und die Lehrer sollten sich darüber klar sein, daß ein freier Sonnabend Nachmittag und die damit geschaffene Möglichkeit eines wirklichen Wochenendes eine größere Aufnahmefähigkeit beim neuen Wochenbeginn zeitigt und auch ihnen ihr Amt hierdurch erleichtert.

Wochenende, draußen in der Natur, Wochenende für Väter, Mütter und Kinder, das sollte unser aller Losung sein. Niemals noch hat Natur die Menschen schlechter gemacht, immer nur hat sie sie verjüngt, reicher gemacht, besser an Seele und Leib.

—⊡—

Reisegefährten

Von Lu Wagener.

Reisen ist etwas Schönes. Man hängt nur mehr oder weniger auch etwas von seinen Reisegefährten ab. All die längeren oder kürzeren Fahrten, die wir in der Eisenbahn, auf dem Schiff oder sonstwie zurücklegen müssen, können — je nachdem unsere Reisegesellschaft sich zusammensetzt — heiter oder auch unangenehm verlaufen. Sehen wir uns unsere Mitreisenden — wir nehmen diesen Begriff im engeren Sinne — heute nun mal ein wenig näher an; auch hier, so werden wir feststellen, kann jener treffende Ausspruch gelten: Es gibt so'ne und solche, und dann gibt es noch andre, und — gerade die sind die Schlimmsten. Einem feinen Beobachter und Menschenkenner wird es nicht schwer fallen, sich ein ungefähres Bild von Art und Charakter dieses und jenes Menschen zu machen, mit dem er eine längere Fahrt zurückgelegt hat, denn gerade hier offenbart sich leicht die Eigenart des Einzelnen, ihm selbst meist völlig unbewußt.

Betrachten wir einmal jenen Herrn drüben im Eckplatz (natürlich hat er einen Eckplatz erwischt), der uns schon vom ersten Augenblick unseres Eintretens an mit Blicken bedachte, von denen man zu sagen pflegt, sie reden Bände. Wir sind aber bald darüber orientiert, daß er diese liebenswürdige Behandlung nicht nur uns, sondern auch den nach uns Einsteigenden zuteil werden läßt. Wir fühlen uns sozusagen als — Schwerverbrecher, obgleich wir uns andererseits damit zu trösten versuchen, daß wir ja schließlich dieselben Rechte haben wie jener Herr. Wir werden — je nach Temperament — entweder selbst verdrießlich gestimmt oder wir nehmen diesen Menschen humoristisch, d. h. wir ignorieren hartnäckig seine beleidigend-abweisende Haltung und suchen mit einem harmlosen Scherzwort die Situation zu retten; indessen — weit gefehlt! Der Eckplatzherr sucht uns durch doppelte Abwehr seine Meinung klar zu machen und — als Geschlagene streichen wir die Waffen. Immerhin — die Garantie ist geboten, daß die Reise von Anfang bis zum Schluß auf denkbar ungemüt-

Zwei Menschen

Skizze von Willy Günther, Gispersleben

Wo im Tal der Ramsau sich der Blick himmelwärts schwingt, zur Sonne empor, die über den scharf gemeißelten Graten des Hochalter und Watzmann leuchtet, da schmiegt sich, unweit des Hinter-Sees, der Steineggerhof bergeinsam an den steilen Wiesenhang.

Vor zehn Jahren hatte man den Bauern im Schatten des friedevollen Bergkirchleins zum ewigen Schlaf gebettet. Sein Sohn, der Franzl, war ingwischen ein schniger Bursche geworden, der die Arbeitsbürde des Hofes fröhlich und behend auf seine starken Schultern lud. Ermüdet vom hastenden Rhythmus drängender Arbeit, überließ die Bäuerin gern dem Sohne das Regiment. In ihren Augen flammten Stolz und Freude, wenn sie den Franzl schaffen sah. Last und Mühe und frohes Behagen über getanes Werk, das war die wechselnde Melodie im Leben dieser Menschen. In werkender Stille rundeten sich ihnen die Tage zum Jahre.

Da fiel es freundlich wie wärmender Sonnenschein in die Häuslichkeit des einsamen Berghofes. Die verwaiste Maria Elisabeth von St. Martin fand hier eine neue Heimat. Verwandtschaft band sie nicht an die Steineggerleute. Aber ihre sterbende Mutter hatte niemand gekannt dem sie mit gleicher, tröstlicher Zuversicht die Tochter hätte ans Herz legen können, als ihre Gevatterin, die Bäuerin vom Steineggerhof. Trotz herzlicher Aufnahme schwang das Weh um die verlorene Mutter lange nach in des Mädchens leidwunder Seele. Vom Fenster ihrer Giebelstube wanderte Tag um Tag ihr heißes Sehnen über das Felsgewänd des Grenzgebirges zum frischen Grabhügel im Saalachtal. Die Bäuerin hatte dafür mütterliches Verstehen und manch liebes Wort. Und der Franzl brachte ein paarmal ungelenk und schüchtern einen gutgemeinten Trost über die Lippen. Wenn dann die ernsten, dunklen Augen der Zwanzigjährigen mit scheuem Dank auf dem jungen Bauer ruhten, stieg ihm die Röte ins Gesicht. Jäh warf er da die Türe ins Schloß und machte sich auf dem Hofe zu schaffen. Der lindernde Hauch der Zeit, die heilende Macht der Arbeit und die unermüdliche Liebe der Bäuerin gossen allmählich Balsam in das trauernde Gemüt des Mädchens. Die beiden Frauen schlossen sich eng aneinander. Von Tag zu Tag wuchs in ihnen das Verstehen und ein schönes Vertrauen.

Gegen den Jungbauer blieb Maria Elisabeth verschlossen. Aber es kam eine Zeit, da stand sie hin und wieder am Fenster, lauschte seinem Tun, und eine unbekannte Sehnsucht füllte quälend und süß ihr Sinnen. Dem Franzl geschah es des öfteren, daß er seine Hantierung vergaß, wenn er dem erblühten Weibe nachschaute. Heimlicher Glanz sprang dann in seine Augen. Verloren hing sein Blick an den Wolkenbergen, die sich massig und kühn über den Felsschroffen in blaue Unendlichkeit türmten. Es ward um Maria Elisabeth mit tiefer Glut und mit der wortkargen Unbeholfenheit des einsam erwachsenen Bauern. Bald wagte er für sie sein Leben um eines samtnen Edelweißsternes willen, bald zierte er ihren Spind mit dem bunt-goldenen Glanz eines Heiligenbildes. Ueber des Mädchens Lippen kam kein Wort des Dankes. Wenn aber am Sonntage die Blumen des Burschen in anmutiger Schlichtheit an ihrem Mieder leuchteten, redeten sie von dem heimlichen Glück eines reinen jungen Herzens. Man sprach nicht viel auf dem Steineggerhofe. Doch wesenhaft und stark war die geheime, fühlbare Macht der Zusammengehörigkeit. Ueber die Tage und Abende breitete sich der Segen tiefen Friedens.

Wenn der Franzl allwöchentlich einmal über die jachen Felswände zur Alm stieg, nistete unsägliche Sorge in des Mädchens Herz. Da kam der Johannistag. Der Jungbauer rüstete zum Aufstieg für den nächsten Morgen. Maria Elisabeths innere Bangigkeit wuchs zur quälenden Unrast. Sie stand, als flammende Morgenröte rotgolden das Firmament übergoß, wanderbereit neben dem Steineggersohn. Der war erstaunt und wehrte ihr. Als er jedoch den Ernst gewahrte, der in ihren Augen brannte, kam eine helle Freude über ihn. So stiegen sie bergauf.

Bald lag der breite Bergpfad hinter ihnen. Sinkende Nebel betteten sich ins Tal und woben undurchsichtige Schleier um Weg und Hang, um Hütte und Hof. Auf beschwerlichem, beengtem Steig erkämpften sie Fels um Fels. Alle Erdenschwere fiel von ihnen. Höhenwärts wuchs unendliche Freiheit um sie her. So standen sie im gleißenden, flutenden Licht, losgelöst vom Bann des Alltags. Feierliche Stille wachte in hehrer Bergwelt und senkte tiefe Seligkeit in die lauschende Zweieinsamkeit der beiden Menschen.

Indessen war die sengende Glut der Sonne bleierner Schwüle gewichen. Urplötzlich zog ein schweres Wetter herauf. Jäh ballten sich weiße Wolkenhaufen in das sprühende Bergslicht. Das tiefe Blau des Himmels dunkelte schnell und hemmungslos in graufchwarze Nacht. Blitze zerrissen das finstere Gewölk. Mühsam tasteten sich die beiden Menschen in verlorener Höhe von Stein zu Stein. Schicksalbindend straffte sich zwischen ihnen das Bergseil. Ihre Finger bluteten, zerrissen von klammerndem Griff in scharfkantig felsige Scharte. Todesmutig setzten sie über klaffende Spalten, über gähnende Tiefen. Rettung verheißend winkte die Felsenplatte am Hochferner über der Wimbach-Klamm. War sie erreicht, so wand sich ein gefahrloser Pfad zur Alm hinauf.

Mit klafterndem Schwung hatte Franzl die Platte gewonnen. Er wandte sich um nach Maria Elisabeth. Entsetzen trat in seine Augen: Sie war beim Ansprung gestrauchelt. Haltlos glitt ihr Körper zum abschüssigen Felsrand. Ein greller Schrei aus höchster Todesnot übertönte erschütternd das Rasen der Naturgewalten. Da warf sich todesmutig der Bursche vorwärts. Mit blitzschnellem, klammerndem Griff, mit übermenschlicher Kraft riß er, sich wuchtig ins Gestein stemmend, die Stürzende zurück. In seinen Armen hielt er in sicherer Geborgenheit die bebende Gestalt. Da erzitterte über ihnen das Gebirge. Donnerartiges Getöse drang herab. Durch entwurzelte Bäume gelöster Steinschlag prasselte wuchtend und donnernd über das schützende Felsdach der Platte in jache Tiefe. Zum zweiten Male reckte der Tod seine Hand aus. Schauer vor dem Uebergroßen, unendlich Gewaltigen, das Tod und Leben eng aneinander kettet, durchzitterte die beiden Menschen in einsamer Berghöhe.

Maria Elisabeth hatte die Augen geschlossen. Angstvoll und furchtsam barg sie schutzsuchend ihren Kopf an der breiten Brust des jungen Bauern. Seine Lippen berührten in scheuer Behutsamkeit ihren Scheitel. Er beugte sich nieder. Stammelnd und zerrissen kamen kosende, seligkeitstrunkene Worte aus seinem wortkargen Munde. Das ewige Hohelied der Liebe. Da schlug in seliger Verwirrung Maria Elisabeth die Augen auf, und ein Erkennen war in ihnen. Sie wußten, daß sie einander gehörten, daß sie Mann und Weib waren. Das Mädchen hob sich empor, legte in keuscher, liebender Gebärde die Arme um Franzl und küßte ihn. Sie achtete nicht des Todes, der sie hart umlauerte, noch des Sturmes, der über das Gestein tobte.

Unter ihnen rollte noch dröhnendes Echo des Donners von Felswand zu Felswand, da brach in der Höhe gleißender Sonnenschein aus fahlem Gewölk und überflutete Gipfel und Grat. Die Liebenden hielten sich an den Händen. Wie von Schöpferhand in die heiligen Gotteswunder himmelstrebenden Bergwelt gestellt, tranken sie mit gläubigem Blick die funkelnden Strahlen des Lichtes, das sieghaft Tod und Vernichtung zwang.

---

liche, wenn nicht unerträgliche Weise vonstatten geht, und man trennt sich mit einem heimlichen Seufzer der Erleichterung.

Wie ganz anders entwickelt sich da unsere Nachbarin zur Rechten, deren äußere Beweglichkeit schon auf eine innere Regsamkeit schließen läßt. Da wir bei dem Herrn im Eckplatz schlecht weggekommen sind, berührt die liebenswürdig-entgegenkommende Art unserer Nachbarin um so wohltuender. Wir gehen nur zu gern auf ihre lebhafte Unterhaltung ein, nur fühlen wir nach einer halben Stunde, daß eine Pause darin uns entschieden gut tun würde. Wir versuchen — leider vergeblich — die Redseligkeit zu hemmen, wir sind nach einer weiteren halben Stunde erschöpft. In unserm Kopf schwirrt es bunt durcheinander von Kochrezepten, die wir eben en masse — ganz gegen unsern Willen — kennen lernten, von Adressen preiswerter Lieferanten für Kinderstrümpfe, Leinenzeug usw., die uns durchaus nicht interessierten u. a. mehr. Als wir einmal niesen müssen, wird uns, ob wir wollen oder nicht, eine Formamintablette aufgezwungen, „zum Vorbeugen", und ein neuer Redeschwall setzt ein, betreffend die allgemeinen und die in der Gegenwart besonders häufig vorkommenden Krankheiten. Wir fühlen, wir können einfach nicht mehr los — und wir ergeben uns in unser Schicksal, bis wir endlich am Ziel sind — auch von dieser Reisegenossin werden wir uns mit einem leisen „Gottseidank" trennen. Im stillen geloben wir uns, dank unserer eben gemachten Erfahrung, in Zukunft besser auf der Hut zu sein und uns in ähnlichem Falle mit einem gewissen Quantum Zurückhaltung auszurüsten.

Indessen — wir haben noch Schlimmeres vor uns. Unser Gegenüber offenbart sich uns nur zu bald als ein Mensch, in dessen Gegenwart sich uns die Frage aufdrängt: Wie muß der erst zu Hause sein, wenn er sich schon auf Reisen so unmöglich benimmt?

Er hält seine Zeitung so, als ob er keine Nachbarn rechts und links und kein Vis-a-vis hätte! Er gähnt mit einer Ueberzeugungskraft, die ganze chromatische Tonleiter fehlerfrei herunter. Er speit jeden einzelnen Kirschkern in die hohle Rechte, um ihn dann in kühnem Bogen über seine Mitmenschen hinweg zum offenen Fenster hinauszuwerfen. Er legt sich sehr dekorativ mit weit vorgestreckten Beinen in seinen Platz zurück und beginnt schließlich so intensiv zu schnarchen, als gelte es einen Rekord auf einem neuen Sportgebiet. Kurz, er fühlt sich als Herr aller Reußen. Weit harmloser ist freilich jener unter unseren Mitreisenden, den wir beinahe übersehen hätten. Wir haben ihn tatsächlich — im Gegensatz zu den anderen — noch kaum bemerkt. Er saß ja auch während der ganzen Zeit wie ein gänzlich Unbeteiligter auf seinem Platz, weder sich noch anderen das Leben irgendwie schwer machend. Teilnahmslos läßt er die herrliche Landschaft an sich vorüberziehen, wie er auch teilnahmslos jedem Versuch, ihn ins Gespräch zu ziehen, gegenüber bleibt. Man möchte ihn aufrütteln, ihm die Schönheit der Natur weisen, die doch auch für ihn da ist. Man möchte — — aber das wäre ja alles vergeblich. Unwillkürlich fragen wir uns: Wozu reist dieser Mensch eigentlich überhaupt? Nun, das geht uns nichts an. Wir sind auch ohnehin von ihm abgelenkt durch jene Dame, die während der letzten Stunde bereits zum fünften Male ihren Begleiter bemüht hat, ihr ein elegantes Köfferchen herunterzureichen, das alle möglichen Herrlichkeiten zu bergen scheint, die ihr die Langeweile der Fahrt — die Dame langweilt sich nämlich sichtlich — vertreiben helfen soll.

Einmal war es ein entzückendes Puderdöschen, das ihrem von der Reise erhitzten Gesicht den unschönen Glanz nehmen sollte —, ein anderes Mal hatte sie sich mit einem wunderbar dezent duftenden Parfüm Stirn und Handgelenke benetzt, um erfrischt zu werden. Dieses Mal — entnimmt sie ihrem Köfferchen einen Karton mit Konfekt und wählt unter den darin wohlgeordneten Pralinen mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, mit der sie vorher das Gesicht puderte. Sie stört eigentlich keinen, denn doch ist irgendwie in ihrer Art etwas Aufdringliches, Betontes. Vielleicht reizt es auch, daß sie so geflissentlich jenes Kind ihr gegenüber ignoriert, das mit verlangenden Blicken den Karton mit den Herrlichkeiten streift. Es gibt Menschen, denen eben jedes Empfinden für derartige Situationen abgeht.

Es gibt noch viele andere Arten von mehr oder weniger angenehmen Reisegefährten — hierzu sei es genug.

Wir wissen alle aus Erfahrung, wie durch sie eine ohnehin langweilige Reise zur Unerträglichkeit für uns werden, oder wie eine sonst herrliche Fahrt durch Gottes schöne Welt durch einen unmöglichen Reisegenossen uns ganz gehörig versalzen werden kann. Umgekehrt kann uns eine Reise aber auch liebe, wertvolle Menschen zuführen, Menschen, die in feinem Empfinden die Grenze zu halten wissen zwischen jener Aufdringlichkeit, die in jedem anderen ein Gefühl der Abwehr auslöst und jener betonten Unliebenswürdigkeit, die dem, der sie von vornherein durchschaut, nur ein leises Lächeln abzunötigen vermag.

Wir sollten bedenken, daß jeder, der reist, die gleiche Pflicht der Höflichkeit und der Anpassungsfähigkeit hat, wie sie jeder gesellschaftliche Verkehr sonst bei uns voraussetzt. Seien wir darum auf Reisen stets darauf bedacht, daß wir unser Teil dazu beitragen, soweit uns dies nicht zur Unmöglichkeit gemacht wird, die Stunden der Fahrt kurz und froh zu machen, so daß man uns nach unserm Scheiden nicht ein „Gottseidank" nachsendet, sondern eher ein „Wie schade!"

Von der Kunst des sorgfältigen Kochens

Von Ruth Will, Berlin.

Liebe Leserin, du meinst, eine einfache Hausmannskost wäre leicht gekocht und bedürfe weiter keines Studiums.

Ganz wohl, aber auch sie muß mit Sorgfalt bereitet werden und erfordert Zeit, die du opfern mußt, um gut und sorgsam kochen zu können. Da ist eine Hausfrau, der ist auch die Zeit leid, die sie in der Küche zubringen muß. Sie denkt, „das Kochen läßt sich nebenbei besorgen", bringt ihre Töpfe zum Feuer, geht ins Zimmer und ergreift die Feder. Gibt sie sich ihrer Korrenspondenz hin oder schreibt sie eine gelehrte Abhandlung, das ist uns nicht bekannt, aber das wissen wir, daß man die Kochtöpfe nicht so ungestraft ihrem Schicksal überlassen darf, denn sie haben keine Schutzengel, wie unsere blondgelockten Kleinen, wenn sie am Abgrunde des Verderbens stehen. Die Suppen kochen über und die Braten verbrennen, oder das Feuer geht aus und das Essen wird nicht gar. In der Küche heißts „Aufgepaßt und auf dem Posten geblieben!"

Eine andere Frau kann nicht von Nähtisch wegfinden, sie denkt, „es ist immer noch früh genug, ich bringe es durch ein tüchtiges Feuer und rasches Zukochen wieder ein". Das ist auch nichts, alles will seine Zeit haben, und wenn du ein Feuer hast, auf dem man einen Ochsen braten kann, wird darum eine Gans doch nicht schneller weich, und die Hülsenfrüchte kommen hart auf den Tisch. Und bist du auch noch so flink, zwei Hände hast du doch nur. Da ist eine Verspätung bei einem „zu spät anfangen" unausbleiblich. Wie unangenehm, dieses Abhetzen und Hasten der letzten Augenblicke! Alles kommt dann zusammen, dir den Kopf recht warm zu machen. Da werden die Kinder ungeduldig, „Mama, essen wir noch nicht?" „Mama, ich bin so hungrig", heißts da alle Augenblicke, wenn eins angetrippelt kommt. Himmel, da hörst du auch deinen pünktlichen Gatten schon kommen und bist noch lange nicht fertig. Nun ists mit deiner Fassung vorbei! Zunächst müssen es Dienstmädchen und Kinder ausbaden. Erstere bekommt zehn Befehle auf einmal, so daß sie ganz konfus wird und dir gar nichts nützt, und die kleinen Quälgeister werden von der sonst so freundlichen, geduldigen Mama sehr unsanft an die Luft gesetzt. Aber den meisten Schaden tust du dir selbst. In der Eile greifst du zu tief in die Vorräte, ohne das halbgare Essen dadurch schmackhafter zu machen, und was dir deine Näharbeit am heutigen Morgen eingebracht, geht durch das zu späte Anfangen der Küchenarbeit wieder verloren. Dazu hast du das beschämende Bewußtsein, die Veranlassung der Unmutsfalten auf der Stirn deines pünktlichen Gatten zu sein und seinen kleinen Bemerkungen über mangelhafte Zubereitung des Essens innerlich beipflichten zu müssen. Die Kinder kommen zu spät zur Schule, wenn sie nicht in großer Hast essen, und dir selbst bleibt fast der Bissen im Munde stecken, dir schmeckts gar nicht, so hast du dich abgehetzt. Also die daraus zu ziehende Logik? „Begib dich früh genug und mit Ruhe und Sorgfalt an die Bereitung des Mittagessens". Außerdem gehört auch größte Sauberkeit dazu. Sieh genau nach, daß nichts an dir hänge, was leicht in den Topf gleiten kann, dürfte dich wohl ab, bevor du dein Revier, die Küche, betrittst. Kleine Fäden gehören nicht ins Essen, Stecknadeln darin können das Leben gefährden, und daß eines deiner goldenen Haare, die er ehemals vergöttert und besungen, ihm heute mittag in der Suppe nicht appetitlich sein möchte, ist unbestrittene Tatsache. Sehr unangenehm ist es auch, wenn Fliegen, kleines Gewürm, das wohl in Erbsen oder Kohl sich vorfindet, mitgekocht wird. Schrecklich zwischen den Zähnen ist Sand, ein Beweis, daß Salat und Gemüse nicht sauber gewaschen. Zwiebelgeschmack, wo er nicht hingehört, z. B. an süßen Speisen, verletzt den Gaumen sehr empfindlich, ebenso jeder Geschmack, der durchaus nicht den Speisen zukommt, wie unter anderem auch Petroleum, was darauf zurückzuführen ist, daß sich die Köchin die Hände nicht genügend gewaschen hat — ein an und für sich schon peinlicher Gedanke.

Daß die zu benutzenden Kochgeschirre sehr reinlich gehalten werden müssen, ist selbstredend ebenso wie die Küche selbst. Es kommt vor, daß eine Hausfrau sehr eigen mit den Wohn- und Schlafräumen ist; da ist alles wie geleckt, aber in der Küche sieht es aus, daß einem der Appetit vergeht. Da liegt Kohlenstaub auf den blinden Blech- und Messinggeschirren, da sind die Tische schmutzig, gleichfalls die Tellertücher, da fehlt es an den notwendigsten Utensilien, während die stilvolle Einrichtung des Salons nichts zu wünschen übrig läßt. Liebe, junge Hausfrau, laß es umgekehrt sein. Lieber eine moderne Vase, einen altdeutschen Krug, einen kostbaren Prunkteller, eine stilvolle Etagere weniger, aber an guten Töpfen, Kochlöffeln, sauberen Tellertüchern, scharfen, blanken Messern und großen schneeweißen Tüchern lasse es in deiner Küche nicht fehlen. Das sei dein Stolz! Da wird es dir auch zum Vergnügen, nicht zur Last gereichen, dich zu beschäftigen, und, glaube es nur, in einer solchen Umrahmung, du selbst im netten Hausanzug, mit sauberer Küchenschürze und von Eifer und Herdfeuer rosig angehauchten Wangen, gefällst du deinem lieben Mann reichlich so gut wie im Ballsaal mit elegantester Toilette trotz deiner materiellen Beschäftigung, oder vielleicht — eben deswegen. Die Frau, die dieses alles beherzigt und befolgt und ihren Verstand und ein gutes Kochbuch, woran heutzutage kein Mangel ist, mit zur Hilfe nimmt, wird sich der steten Anerkennung ihres Gatten erfreuen u. ihn nie veranlassen, im Wirtshause dafür Entschädigung zu suchen, daß er zu Hause sein Recht nicht bekommt.

Die Schwiegermutter

Eine Verteidigung für eine Vielgeschmähte.

Von Ilse Frentzel, Berlin.

Neben dem zerstreuten Professor, dem „enfant terrible" dem Leutnant-Schwerenöter, gehörte sie zum eisernen Bestandteil der Witzblatt-Literatur. Ganze Bände von „Fliegenden Blättern" ließen sich füllen mit bösartigen Bemerkungen von unfreiwilliger Komik, die sie gemacht hat oder die über sie gemacht worden sind. Die Zahl der Lustspiele, in denen sie eine Rolle spielt, ist eine mehr als ansehnliche und die Aufgabe, sie auf der Bühne darzustellen ist eine Spezialität der „komischen Alten", die ihren Ehrgeiz daran setzt, sie noch komischer und noch älter zu spielen, als es sich der Autor vorgestellt haben mag. Ihre äußere Erscheinung, bar jeden weiblichen Reizes, gekleidet nach der Mode von vorgestern, steht im Einklang zu ihrem zänkischen, kleinlichen Charakter, und jedem Kenner der Theatergeschichte ist klar, daß die Schwiegermutter in der modernen Posse eine direkte Nachkommin von des Teufels Großmutter aus der alten deutschen Hanswurstiade ist, aus der sich das moderne Bühnenwerk entwickelt hat.

Dabei ist dieser Komödien- und Witzblatt-Schwiegermuttertyp, der sich im allgemeinen auf die Mutter der Ehefrau bezieht, und der in erster Linie auf die Lachmuskeln wirkt, der weitaus harmlosere. Der gefährlichere, — in den meisten Fällen die Mutter des Ehemannes, — fällt bereits aus dem Lustspielrahmen heraus und findet im Roman oder im Drama Verwendung. Auf der Bühne wird er von der alternden Heroine gespielt, die in dieser Rolle noch einmal alle Register von Haß und Leidenschaft aufzuziehen pflegt. Das ist die despotische Schwiegermutter, die um ihre Stellung auf dem Hof, im Haus, in der Firma oder auf dem Fürstenthron mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften kämpft. Diese ist keine bloße Phantasiegestalt des Dichters, sondern ein Geschöpf von Fleisch und Blut, eine Persönlichkeit, der wir nicht nur im Alltagsleben, sondern auch in der Geschichte häufig begegnen. So mancher jungen Prinzessin sind die schönsten blühenden Frauenjahre im Kampf gegen die Fürstinmutter verbittert worden. Vor „madame mère", der Mutter Napoleons, zitterten die Schwiegertöchter, ja sogar Josephine, die erste Gattin ihres großen Sohnes mußte manche kleine Bitterkeit von ihr einstecken. Die tiefe Melancholie, die das Leben der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich beschattete, ist wohl nicht zuletzt dem Umstand zuzuschreiben, daß die ersten Jahre ihrer jungen Ehe von dauernder Streitigkeit mit der Mutter ihres Gatten, der Erzherzogin Sophie, erfüllt waren, die sich von der blutjungen Gemahlin des Sohnes nicht aus der Stellung der ersten Dame am österreichischen Kaiserhofe verdrängen lassen wollte.

Obgleich die herrschsüchtige Schwiegermutter wohl zu dem unerfreulichsten Typus der Gattung gehören mag, sollte man auch ihr ein gewisses Verständnis entgegenbringen. Für ehrgeizige Naturen muß es eine grenzenlose Ueberwindung kosten, auf eine Stellung zu verzichten, die in einem Menschenleben aufgebaut wurde, besonders dann, wenn einer anderen dieser Platz eingeräumt werden muß, die sonst kein Anrecht auf ihn hat als den Ring am Finger.

Auf dieses Empfinden der alternden Frau sollte die Schwiegertochter Rücksicht nehmen und selbst da gewisse Kompromisse schließen, wo das Recht auf ihrer Seite ist.

Auch der Possen-Schwiegermutter, deren Gestalt, von den groben Uebertreibungen abgesehen, ja auch aus dem Leben geschöpft ist, sollte Verständnis entgegengebracht werden. Sie gehört zu jenen Frauen der früheren Generation, deren Leben und Wirkungskreis sich ausschließlich in Küche und Kinderzimmer abgespielt hat. Wurden die Kinder flügge und verließen das Haus, so hatte man ihrem Leben den Inhalt genommen. Hatte sie anfänglich für die Kinder gelebt, so lebte sie jetzt durch die Kinder. Es war ihr einziger Zusammenhang mit der Welt und die Ehe der Tochter erschien ihr wie eine Fortsetzung der eigenen. Daher maßte sie sich Rechte an, die ihr nicht zukamen und war beinahe mehr erstaunt als entrüstet, wenn der Schwiegersohn sich jede Einmischung in seine privaten Angelegenheiten verbat.

Dieser Typus ist heute im Aussterben begriffen. Die neuzeitliche Frau hat sich eine längere körperliche und geistige Elastizität bewahrt als diese ihre Geschlechtsgenossinnen der vergangenen Generation vermocht hatten. Sie hat, selbst wenn die Kinder ein eigenes Heim begründet haben, noch nicht mit dem Leben abgeschlossen, sondern ist durchaus in der Lage, tätigen Anteil an allen Fragen der Kunst, der Wissenschaft, der Politik oder der Wirtschaft zu nehmen. Sie wird ihren eigenen Weg gehen und sie wird ihre Kinder sich ihren eigenen Weg suchen lassen, denn sie hat so viel praktische Lebensklugheit, um zu wissen, daß man Erfahrungen nicht verschenken kann, sondern daß sie selbst erworben werden müssen.

Ehe und Ehescheidung bei den Vögeln

Von Dr. L. Franck-Braunschweig.

Wir wußten schon in frühester Jugend, daß in unserem Heimatdorfe dasselbe Storchenpaar in jedem Frühling wiederkehrte und daß auch die beiden Stare, die im Hohlkasten am Birnbaum Jahr für Jahr nisteten und ihre Brut aufzogen, lange Zeit hindurch dieselben waren. Störche wie Stare, Tauben, Raben, Elstern, Sperlinge und viele andere bleiben in lebenslänglicher Ehe miteinander verbunden. Das Eheleben der meisten Vögel ist der gesetzlichen Ehe der Menschen sehr ähnlich.

Scharen sich im Herbst die Zugvögel in großen Trupps zusammen, um nach wärmeren Ländern überzusiedeln, so bleiben die Pärchen treu vereint, wenn es auch Arten gibt, wo Männchen und Weibchen in getrennten Scharen die Südlandsreise unternehmen. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß sich nicht im nächsten Frühjahr dieselben Gatten wieder zusammenfinden. Durch die Beringung, die man an vielen Zugvögeln vorgenommen hat, wurde bereits festgestellt, daß dies auch bei den meisten tatsächlich der Fall ist.

Die Kürung des Weibchens durch das Männchen geschieht im allgemeinen im Frühling nach den Geburtsjahren. Ist die Wahl getroffen, was oft nicht ohne Kämpfe mit Nebenbuhlern abgeht, in der Regel aber vom bloßen Zufall entschieden wird, so leben die beiden Gatten in einer Ehe, die man mit Fug und Recht als harmonisch bezeichnen kann. An den Familien der Tauben, Stare und Störche läßt sich das am leichtesten beobachten. Ehezwistigkeiten und schlimme Auftritte, wenigstens solche, die zu Tätlichkeiten führen, kommen bei ihnen so gut wie überhaupt nicht vor. Allerdings ordnet sich das Weibchen, dem ja auch das Brütgeschäft in erster Linie obliegt, dem Manne gänzlich unter. Schon beim Nestbau kann man das beobachten; am besten bei Sperlingen und Tauben, wo stets das Männchen den Platz für die Wohnung bestimmt. Mag diese von ihm auch an ungünstigen Stellen gewählt sein, wie das oft bei den Rotschwänzchen geschieht, das Weibchen, nimmt trotzdem den Platz an, beginnt sofort mit Bauen, schleppt Halme, Heu und Federn herzu.

Allen Vögeln, die in Einehe leben, wird man getrost die Tugend der ehelichen Treue zusprechen dürfen. Pastor Snell, einer der ersten und sorgfältigsten Vogelbeobachter, hat nach seinen Feststellungen wenigstens von seiten des Weibchens noch niemals einen Fall der Untreue festgestellt. Bei den Männchen soll er, allerdings auch nur ausnahmsweise, vorgekommen sein, was sich immerhin aus ihrer viel passiveren Beteiligung am Familienleben erklären läßt. Doch ist das noch kein Grund zur völligen Trennung der Ehe. Trotzdem kommt die Ehescheidung nicht nur bei den Menschen vor,